



**Gottesdienst anlässlich der Eröffnung der 17. Landessynode
Samstag, 25. Februar 2026, 09:00 Uhr, Ev. Stiftskirche Stuttgart**

Predigttext: 2. Korinther 6, 1-10

Predigt: Landesbischof Ernst-Wilhelm Gohl

(Es gilt das gesprochene Wort.)

Liebe Schwestern und Brüder,

vor einigen Tagen gingen die 25. Olympischen Winterspiele in Mailand und Cortina d'Ampezzo zu Ende. Auch viele Menschen, die sich sonst wenig für den Wintersport interessieren, haben mit den Athletinnen und Athleten mitgefiebert und sich an den Siegern gefreut.

Für den norwegischen Skifahrer Atle Lie McGrath dagegen war Olympia ein einziges Desaster. Der Weltklasseläufer fuhr im ersten Durchgang auf den ersten Platz und startete den zweiten Durchgang mit der Startnummer 1. Die Goldmedaille war ihm eigentlich sicher. Doch es kommt es anders. Nach wenigen Toren fädelt er ein und scheidet aus. Von seinen Gefühlen überwältigt, schnallt er seine Skier ab, schleudert seine Skistöcke weg, durchbricht die Absperrungen und stapft mit schnellen Schritten in ein nahegelegenes Waldstück. Dort verkroch er sich. Die Scham über seinen Fahrfehler und seine Enttäuschung waren zu groß. Niemand soll ihn sehen. Und doch schauten alle zu.

„Ehre und Schande“, davon spricht unser heutiger Predigttext, „Ehre und Schande“ liegen oft eng beieinander. Und Schande beschämt.

Der heutige Predigttext, die Epistel für den ersten Sonntag der Passionszeit, den Sonntag Invokavit, mutet uns da einiges zu. Er ermahnt die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter Christi, mit der geschenkten Gnade gut umzugehen und daraus etwas Gutes wachsen zu lassen. Der Apostel Paulus schreibt diese Worte in seinem 2. Brief an die Gemeinde in Korinth.

Ihr, liebe Landessynodale, lasst Euch auch in den Dienst Christi stellen, wenn Ihr heute zur konstituierenden Sitzung der Landessynode zusammenkommt und habt sicher schon viele Ideen, wie Ihr die Kirche zum Guten gestalten wollt.

Mitarbeiter, Mitarbeiterin Christi zu sein, bedeutet für Paulus: Ihr werdet Freude und Anerkennung in Eurem Dienst erfahren. Aber Mitarbeiter, Mitarbeiterin Christi zu sein, bedeutet nicht: Ihr werdet von einem Erfolg zu anderen eilen, sondern werdet auch Entbehrungen und Anfechtungen erleben. Beides also: Schande und Ehre.

Ehre, Anerkennung gewinnt, wer, sich im Wahlkampf – bei uns ja die Urwahl – durchgesetzt hat. Es gab ja immer deutlich mehr Kandidatinnen und Kandidaten. Da darf man auch ein wenig stolz sein auf dieses besondere Ehrenamt. Indem wir unsere konstituierende Synodalsitzung mit einem Gottesdienst beginnen, stellen wir unser Tun, unser Wollen und unsere Sorgen unter Gottes Wort und Verheißung.

Zu Beginn unseres Predigttextes spricht Paulus etwas Großes an.
Er sagt: „**Siehe, jetzt ist der Tag des Heils**“.

In wenigen Sätzen beschreibt Paulus dann das ganze Spektrum des christlichen Dienstes: Schande und Ehre, Lebensgefahr und Tag des Heils. Ich lese aus 2. Kor 6:

Als Mitarbeiter aber ermahnen wir euch, dass ihr nicht vergeblich die Gnade Gottes empfangt. Denn er spricht (Jesaja 49,8): »Ich habe dich zur willkommenen Zeit erhört und habe dir am Tage des Heils geholfen.« Siehe, jetzt ist die willkommene Zeit, siehe, jetzt ist der Tag des Heils! Und wir geben in nichts irgendeinen Anstoß, damit dieser Dienst nicht verlästert werde; sondern in allem erweisen wir uns als Diener Gottes: in großer Geduld, in Bedrängnissen, in Nöten, in Ängsten, in Schlägen, in Gefängnissen, in Aufruhr, in Mühen, im Wachen, im Fasten, in Lauterkeit, in Erkenntnis, in Langmut, in Freundlichkeit, im Heiligen Geist, in ungefärbter Liebe, in dem Wort der Wahrheit, in der Kraft Gottes, mit den Waffen der Gerechtigkeit zur Rechten und zur Linken, in Ehre und Schande; in bösen Gerüchten und guten Gerüchten, als Verführer und doch wahrhaftig; als die Unbekannten und doch bekannt; als die Sterbenden, und siehe, wir leben; als die Gezüchtigten und doch nicht getötet; als die Traurigen, aber allezeit fröhlich; als die Armen, aber die doch viele reich machen; als die nichts haben und doch alles haben.

Die Mahnung an die Mitarbeiter in Korinth kommt Paulus nicht leicht über die Lippen. Aber er hat allen Grund dazu. In Korinth ging es hoch her. In dieser brodelnden Hafenstadt gab es neben Handel und Wandel alle Überzeugungen, die man rund ums Mittelmeer und darüber hinaus antreffen konnte.

Kein Wunder, dass die christliche Gemeinde ausgesprochen heterogen war. Und wenn es unübersichtlich wird, wächst das Bedürfnis nach Abgrenzung. So entstehen unterschiedliche Gruppierungen: Man dreht sich um sich selbst oder mit Paulus gesprochen: Man gibt sich selbst die Ehre. Man hält sich für den besseren Prediger, die klügere Gemeindeverwalterin, den bestmöglichen Missionar, die tollste Gemeinde usw. Am Ende war die Gemeinde in Korinth heillos zerstritten. Wie war es dazu gekommen?

Paulus hat darauf eine einfache und klare Antwort: Wenn sich die Christen nur noch um sich selbst und ihr Verständnis von Frömmigkeit drehen, unfähig zum Miteinander, dann haben sie Christus vergessen. Paulus erinnert: Gemeinde Christi lebt nicht von unseren Vorstellungen von Gemeinde. Gemeinde Christi lebt davon, dass sie auf Christus gründet und in Christus ihre Einheit behält – und da haben ganz unterschiedliche Frömmigkeitstradition und Glaubenserfahrungen ihren Platz. Das ist die große Stärke einer Volkskirche!

Die Gemeinde ist nicht der Herr. Deshalb hebt Paulus die Bedeutung des Dienstes hervor. Ja, es ist ein Ehrenamt, aber nein, nicht alle, erweisen den Dienern Christi die Ehre. Wir haben uns in den letzten Jahrzehnten daran gewöhnt, dass unser Dienst Anerkennung in der Gesellschaft erfährt. Viele denken bis heute noch so. Aber eine schweigende Mehrheit ist wenig bis gar nicht interessiert oder lehnt sogar unseren Dienst ab. Eine der großen Herausforderungen der nächsten sechs Jahre ist sicher der Umgang mit der religiösen Indifferenz. Das Phänomen kennen wir alle. Wir haben es im Alltag oft gar nicht mehr mit einem feurigen Atheismus zu tun, sondern einer Gleichgültigkeit und dem Gefühl, dass nichts im Leben fehlt, wenn Gott fehlt.

Nun erinnert der Abschnitt aus dem 2. Korintherbrief aber auch daran, dass christlicher Dienst in anderen Teilen der Welt nur unter großer Lebensgefahr getan werden kann. Diese verfolgten und bedrängten Christen sind uns in der vergangenen Synode immer deutlicher vor Augen gestellt worden und wir haben gemeinsam für unsere Geschwister in Nigeria, in China und in Syrien und anderen Orten gebetet und versuchen sie auch mit unseren Möglichkeiten zu unterstützen. Im Vergleich zu ihnen, leben wir hier in geradezu paradiesischen Zuständen. Das macht mich nachdenklich. Und ein größeres Maß an Demut täte uns als Kirche und Gesellschaft gut.

Wenn ich Paulus richtig verstehe, gehört aber noch etwas anders zum Dienst für Christus dazu: Hoffnung. Dietrich Bonhoeffer hat im Konzentrationslager geschrieben, dass der Dienst des Christen im Beten und Tun des Gerechten bestünde, so wird er oft zitiert. Doch es folgt noch etwas Drittes – „und hoffen auf Gottes Zeit“. Wie bei Paulus ist es ein Dreiklang bei Bonhoeffer: „Beten, Tun des Gerechten unter den Menschen und Hoffen auf Gottes Zeit“. Die Hoffnung bewahrt „Gottes Zeit“ selbst verwirklichen zu müssen. Wo dies versucht wurde, hat das immer in der Katastrophe geendet.

Die Hoffnung auf „Gottes Zeit“ vertraut, dass der Tod, dass Krieg und Gewalt nicht das letzte Wort haben, dass das Dunkle nicht stärker bleibt als der helle Schein von Ostern. Und so schreibt Paulus seiner zerstrittenen Gemeinde voller Zuversicht, was sie bis heute immer wieder hören und erfahren will:

In allem erweisen wir uns als Diener Gottes: in großer Geduld, in Bedrängnissen, in Nöten, in Ängsten, in Schlägen, in Gefängnissen, in Aufruhr, in Mühen, im Wachen, im Fasten, in Lauterkeit, in Erkenntnis, in Langmut, in Freundlichkeit, im Heiligen Geist, in ungefärbter Liebe, in dem Wort der Wahrheit, in der Kraft Gottes, mit den Waffen der Gerechtigkeit zur Rechten und zur Linken.

Diese Hoffnung schenkt Geduld. Dass die Anfänge, das Kleine, das immer wieder aufleuchtet für das Große steht am Ende der Zeit. Über diese Geduld, auch eine zutiefst synodale Tugend, schreibt der Theologe Jörg Zink: „Geduld ist die Kraft, bei einer Sache zu bleiben, bis sie ausgereift ist. Diese Geduld entsteht nicht dadurch, dass jemand sich zusammennimmt, sondern dadurch, dass er sich einem größeren fügt. Weil etwas Großes da ist, fügt sich das Kleine. Der kleine Wille bleibt unter dem großen, er bleibt gespannt auf den großen Willen hin. Solange Geduld das ist, trägt sie. Es geht nicht darum, den eigenen Willen zu brechen, sondern mit der vollen Kraft des eigenen Willens Etwas zu tragen, das größer ist: die Absicht Gottes.“

Amen.